Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

58 (3.2.1900) Badisches Museum, Nr. 10

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 10. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **3. Febr. 1900.**

Vom alten Sontheim.

Ein Erinnerungsblatt zum 80. Geburtstag des Künstlers.

(3. Februar.)

Von einem Manne, dessen Namen einst einen vollen Klang im musikalischen und theatralischen Deutschland hatte, an den sich unsere Väter und Mütter noch mit Entzücken erinnern, möchten die folgenden Zeilen berichten.

In dem raschen Wechsel der Erscheinungen und Kunstanschauungen haben die Jungen vielleicht seiner auch so ziemlich vergessen, — ich versuche es trotzdem und erzähle dem geneigten Leser etwas vom „alten Sontheim“.

Ich weiß nun freilich nicht, ob ich dem Manne, mit dem ich so manchen Abend verbrachte, einen Gefallen erweise, indem ich ihn so nenne. Wenn man aber schon einmal nicht mehr bestreiten kann, noch will, daß man ein „Achtziger“ ist, und man sich freut, als solcher noch rüstig an Seele und Körper zu sein, wie unser alter Sontheim, lieber Gott, da hat man auch für dieses Wörtchen „alt“ ein nachsichtiges Lächeln und freut sich, daß mans so weit gebracht hat, ohne das Wort des Psalmisten von der Mühe und Arbeit, die einem mit solch' hohem Alter beschieden, gar so ernst nehmen zu müssen.

Es giebt Leute, ohne die ich mir mein altes heimatliches Stuttgart gar nicht denken kann. Ich meine da nicht die unvermeidlichen Flaneure auf unserer Königsstraße jung und alt, die daherstelzen, als obs ohne sie garnicht ginge, die unserem Herrgott den Tag abstehlen, daß es nur so eine Art hat, und vor lauter Wichtigthuerei nicht dazu kommen, sich der Nullität ihres Daseins bewußt zu werden. Aber es giebt Menschen, denen ich immer wieder begegnen möchte, so oft ich die Stätte meiner ersten journalistischen Heldenthaten betrete, mit denen ich wenigstens im Vorübergehen Gruß und Handschlag tauschen möchte, mich dabei einige Augenblicke lang zu erinnern an vergangene Tage. Mit dem alten Sontheim — er wird sich nun nach obiger Ehrenerklärung diese Bezeichnung schon gefallen lassen — habe ich es dabei immer merkwürdig glücklich getroffen. Sei's drunten in den dämmernden Räumen des Kaiserhof-Bierkellers, wo wir an dem einst eine Zeitlang in Acht und Bann gesagten „Künstlertisch“ manch fröhlichen Becherlupf gethan, und uns gar weidlich ergötzten an den Schnurren und Schwänken, die der alte stets gut gelaunte Herr zum Besten gab; sei's bei einem Zusammentreffen auf der Königsstraße, wo ich gar oft die behäbige und wuchtig einherschreitende Gestalt mit dem unvermeidlichen Ueberzieher unter dem Arm, zu kurzer Zwiesprache traf. Das letzte Mal wars an der Ecke des Königsbaus, und im Herbst wars damals, als ich ihm zum Abschiede die Hand reichte, hielt er dieselbe länger als sonst fest, und sah mich mit einem schier wehmütigen Blick an: „Im nächsten Jahre da gehts hoch her,“ sagte er, „da sind wir achtzig“. Und als ob ihm dem ewig jungen alten Herrn dies Geständnis doch ein wenig schwer fiele, so wandte er sich rasch um, winkte mir noch einmal mit der Hand zu.

All dieser Dinge erinnerte ich mich wieder besonders lebhaft, als ich vor kurzen Wochen in den Blättern die Notiz las, daß Sontheim am 3. Februar dieses Jahres seinen achtzigsten Geburtstag feiere. Als ich ihn kennen lernte, hatte er, dessen Tenor einst ein Phänomen genannt worden war, sich schon lange als königl. württembergischer Kammersänger in den Ruhestand zurückgezogen, und nur das eine kränkte ihn tief, daß der damalige Intendant unseres Stuttgarter Hoftheaters, von Werther, seinem Lieblingswunsche, sich vor seinen Stuttgartern noch einmal hören lassen zu dürfen, immer wieder Hindernisse in den Weg legte. Als dies zuletzt doch geschah, in einem Akte der „Afrikanerin“, da war's ein Triumph für ihn, und die Energie, mit welcher er trotz mancher körperlicher Beschwerden seine Aufgabe durchführte, bewundernswert. Sontheim, ein Jünger der alten Schule, konnte und wollte seiner ganzen Veranlagung nach niemals ein Schauspieler sein, er suchte seinen goldenen Ruhm lediglich als Sänger, und es ist darum wohl verständlich, daß er und der Bayreuther Meister, dem er es niemals verzeihen konnte, daß er ihn und seine Kunst so völlig ignorierte, keine Freunde waren. In der Sammlung von Theaterzetteln über sein Auftreten, die sich Sontheim während seiner künstlerischen Wirksamkeit angelegt, wird man wohl nicht eine einzige Wagner-Oper finden.

Wenn ich mir den alten Herrn heute so vergegenwärtige, wie ich ihn das letzte Mal gesehen, so ist er doch eigentlich äußerlich und innerlich ganz derselbe geblieben, wie damals, als ich ihm vor etwa 15 Jahren zum erstenmal gegenübersaß. Seine Perücke — er macht gar kein Geheimnis daraus, daß er eine solche trägt — und sein Schnurrbart sind noch eben so braun, wie damals, seine Weste zeigt heute noch tagtäglich Spuren davon, daß der alte Herr ein Freund eines guten Prieschens ist, und der Hut sitzt ihm auch heute noch ebenso schalkhaft auf dem linken Ohr, wie damals.

Jawohl, damals! Ich will mich ja nicht in ästhetisch-musikalischen Aphorismen über die künstlerische Thätigkeit Sontheims ergehen, ich bin alles, nur kein Musik-Genie und überlasse das einer berufeneren Feder. Ich will nur von dem Menschen und dem Freund reden, dem älteren Freunde, dem wir Jungen an besagtem Künstlertisch stets den Ehrenplatz reservierten, bei dessen Erscheinen wir alle dienstwillig zu allerlei Handreichung herbeieilten und namentlich auch darauf achteten, daß es nirgends „ziehe“. Denn der alte Herr müßte ja kein Tenor gewesen sein, wenn er sich nicht auch zu der Zeit, wo er's doch eigentlich garnicht mehr nötig hätte, ängstlich vor jedem „Zug“ gehütet hätte. Wenn er aber dann bei seinem frugalen Nachtmahl saß, wenn er ruhig und bedächtig seine etliche Glas Bier trank und in die Unterhaltung hie und da mit einem fröhlichen Scherz, manchmal auch, wenn die Geister gar zu sehr aufeinanderplatzten, mit einem väterlichen Mahnwort zum Frieden, hineingriff, dann sah ihm wohl die Behaglichkeit und die Freude am sorgenlosen Dasein so recht aus jeder Falte seines guten Gesichts. Es war ja nur sehr selten, daß er die Behaglichkeit länger als bis zur letzten „Elektrischen“ ausdehnte. Ich erinnere mich in den vielen Jahren nur an einen einzigen Abend, an dem er bis um Mitternacht bei uns blieb.

Seine Zeiteinteilung war eine ebenso regelmäßige wie seine Lebensweise. Es fehlte einem förmlich etwas, wenn man den alten Herrn nicht abends irgendwo im Theater traf, man fühlte sich unbehaglich, wenn einmal sein Sitz am Stammtisch leer blieb, und man meinte, es müsse so sein, daß er eben doch noch, und wär's auch nur für eine kurze Viertelstunde, komme. Welcher Mensch hat nicht seine Fehler und Schwächen! Daß unser alter Herr — ich spreche immer noch von der Zeit meines tagtäglichen Verkehrs mit ihm, und stimme deswegen meine Epistel auf den Ton „Es war einmal“ — den Tisch nicht verließ, wenn irgend ein Neuling, der damit einen Treffer zu machen und sich am besten als Kandidaten für unseren Stammtisch einzuführen glaubte, einen Hymnus auf seine Größe anstimmte, wer will es ihm verübeln? Daß er sich in dem künstlerischen Wogen und Gähren damaliger Zeit gewissermaßen für einen rocher de Bronce hielt, an dem alles Stürmen und Drängen einer neuen Zeit machtlos abprallen müße, wer will das mißverstehen. Und daß er selbst diese neue Zeit nicht verstand, vielleicht nicht verstehen wollte, daß ihm die allmählich, aber auch sicher vorwärts schreitende Entwickelung der Oper zum musikalischen Drama, nicht in sein eigenes künstlerisches Programm paßte, daß er, wie schon gesagt, einen Wagner nicht begriff, darüber mit ihm debattieren, ihn gar zurechtweisen zu wollen, erschiene uns als ein Mangel an Pietät, den wir uns gerade einem Sontheim gegenüber nicht möchten zu Schulden kommen lassen.

Andere habens ihm gegenüber an solcher sattsam fehlen lassen, und wir können gut verstehen, daß er einem bekannten „Stuttgarter Schriftsteller“ die takt- und geschmacklose Art und Weise, wie sich selbiger in einem Buch über unser Hoftheater über kleine

Schwächen Sontheims lustig machte, niemals verzeihen kann. Wer dagegen weiß, daß Sontheim trotz seiner Sparsamkeit, die nun ein Mal eine Eigenart seines Stammes ist, besonders seinen Kollegen gegenüber — ich denke hier nur an seine aufopfernde Thätigkeit für den unglücklichen Wentzel*) — eine seltene Hingebung zeigte, daß sein kollegiales Gefühl für Groß und Klein am Hoftheater sich stets gleich blieb, der wird dem einstigen armen Judenbüblein von Jobenhausen, das mit seinem Vater in Bettfedern hausieren gehen mußte, dies nicht allzuschwer anrechnen. Daß ein leibhaftiger Minister (Vollnagel) seine Stimme entdeckte, daß der selige Lindpaintner meinte, dieselbe reiche nicht einmal für den Chor, und daß Abenheim trotzdem Vater und Sohn in dem Entschluß bestärkte, diese Stimme ausbilden zu lassen, wie dies durch die werkthätige Unterstützung der Familie Kaulla-Stuttgart geschah, das waren Glückszufälle im Leben des Meisters, die er noch heute dankbar anerkennt. In Zürich bei der Birch-Pfeiffer, am Hoftheater in Karlsruhe, wo er namentlich dem trefflichen Haizinger viel verdankte — in Stuttgart nach einem erfolgreichen Debut in der „Jüdin", das ihm ein lebenslängliches Engagement mit vier, später fünftausend Gulden Gage eintrug, auf seinen Künstlerfahrten durch alle deutschen und österreichische Gauen erntete er, dessen herrliche Stimme mit den Jahren stets an Vollklang zunahm, Ruhm und Gold die Menge.

Sontheim-Marlow hieß damals das Doppelgestirn des Stuttgarter Hoftheaters. Der genialen Sängerin, die den Ruhm der Künstlerin mit der Leidenschaft ihres Temperaments zahlte, hat Sontheim bis zu jenem Abend, da sie in ihrer Loge der tödliche Schlag traf, treue Freundschaft bewahrt. Nun sind sie alle, alle dahingegangen, die mit ihm gelebt und gesungen. Eine neue Kunst ist uns geworden und in und mit ihr neue Künstler. Ich habe Sontheim außer an jenem Abschiedsabend im Hoftheater nachher nur noch zweimal gehört, in einem Konzert das eine Mal, wo seine Stimme noch wie die eines Jungen vollkräftig und lebenswarm bis in die hintersten Saalwinkel drang, und einmal an einem Abend in seinem traulichen Sängerheim. Damals hat mich, den Unmusikalischen, sein Sang zu Thränen gerührt. Die mit mir denselben hörten, wo sind sie? Tot die einen — vergessen die anderen. In alle Winde zerstreut ist die fröhliche Tafelrunde jener Zeit. Ich grüße sie, ich grüße den verehrten Meister aus meinem weltverlassenen Winkel heraus. Des Tages Leben und Streben hat uns einst treulich miteinander verbunden. Nun, an diesem Jubeltage für den alten Sontheim sei's die Erinnerung an jene schöne Zeit, welche die Fäden der Erinnerung herüber und hinüberzieht.

Th. Ebner, Heilbronn.

*) Der außerordentlich beliebte frühere Stuttgarter Hofschauspieler, dem ein Bein amputiert werden mußte und der nach langen Siechtum vor etwa 5 Jahren gestorben ist. Red.

Die Mode im Februar.

Von Wilma von G.

(Nachdruck verboten.)

Die Geselligkeit hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht! Reizende Neuheiten schafft die Mode täglich für diese Gesellschaftszwecke. Eine entschiedene Bewegung macht sich zugunsten der faltigen Röcke bemerklich. Zwar steht die Vorliebe für die glatten Schnitte noch vollständig im Vordergrund, da aber die plissierten Röcke Falten und engen Hüftenanschluß vereinigen, finden sie bereits bei den schlankesten Damen Anklang. Daß auch ältere enge Kleider in diese moderne Form umzuändern sind, leistet derselben großen Vorschub. Man öffnet zu diesem Zweck die hintere Mittelnaht der Tunika oder des anschließenden Rockes und setzt derselben eine Stoffbahn ein von 20 cm oberer Weite, die nach unten durch angesetzte und abgeschrägte Seitenteile zu 120—130 cm ausspringt. Sie wird entweder in der hinteren Mitte als Watteaufalte arrangiert oder in fein plissierten kleinen, oft bis zur Hälfte der Rocklänge fest gesteppten Fältchen der Taille untergesetzt. Die überflüssige, nach den Seiten geschobene Weite der Tunika oder des glatten Rockes wird in mäßigen Falten oder Plissees, die gleichfalls festgesteppt werden können, seitwärts arrangiert. Die Vorliebe der Mode, bei eleganten Toiletten zweierlei Stoff zu verwenden, bietet für das eben geschildete Arrangement die Möglichkeit, eine ältere Toilette vollständig zu modernisieren, indem man zu Seidenkleidern Samt, zu glatten Stoffen gemusterte verwenden kann und umgekehrt. Selbst die Farbenwahl wird dadurch nicht beengt, da verschiedenfarbige, aber harmonisch gestimmte Stoffe entschieden den Vorzug vor gleichfarbigen verdienen, wie auch verschiedenartige Gewebe besser kontrastieren als gleiche, so daß diese Modeneuerung sowohl vom ökonomischen Standpunkt wie auch von dem des guten Geschmackes volle Berücksichtigung verdient.

Da Abwechselung das beste Hilfsmittel der Eleganz ist und junge Damen, die einem großen Gesellschaftskreise angehören, nicht immer in der Lage sind, genügend viele Toiletten zu besitzen, so greifen sie am besten zu den kleinen Hilfen, welche die Mode so mannigfaltig darbietet, um eine und dieselbe Robe verschiedenartig zu variieren. Der in diesem Jahr so beliebte Blumenschmuck zählt dazu. Eine Garnitur roter Kletterrosen, die von der linken Achsel anmutig herabranken, sich vereinzelt in die Gazegarnitur des Ausschnitts schmiegen, auf der etwas gerafften Tunika sich wiederholen, verändert den Charakter einer jungen Mädchen-Toilette vollständig. Nicht weniger wirksam sind geknüpfte oder verschlungene Schärpen aus Band oder Gaze, die nicht nur Gürtel und Rock schmücken, sondern in anmutigen Verschlingungen auch den Ausschnitt der Taille umgeben und von der linken Seite in mehreren leichten Enden herabhängen. — Etwas abgetragene farbige Seidenkleider lassen sich ohne große Kosten durch ein Tüllüberkleid mit Bändchenstickerei wieder auffrischen, die eine geschickte Hand leicht selbst auszuführen vermag. Die in sehr großen Konturen gehaltenen Muster sind nicht schwierig zu arbeiten, das Material billig. Vorlagen dafür liefert jede größere Mode- und Handarbeitszeitung. — Auch das Benähen von Taille und Rock eines bis dahin glatt getragenen Gazekleides mit Perlborten und Paillettenspitzen ist sehr wirksam. Man giebt solchen Toiletten mehrere Gazeunterröcke, um das Duftige und Märchenhafte derselben zu erhöhen und fügt lange Halsketten hinzu, die mehrfach um den Hals gewunden werden und deren Enden, die in einer birnenförmigen Perle auslaufen, leicht verschlungen über Brust und Gürtel herabhängen.

Das lebhafteste Interesse der Jugend wendet sich indeß jetzt überall dem mit Sang und Klang, mit Scherzen und Jauchzen, mit Peitschenknall und Schellengeklingel herannahenden Karneval zu. Liegt doch die Lust am Verkleiden, an Maskenscherz und Mummenschanz der Jugend von Kindsbeinen an im Blute. Da giebt es alljährlich Neues zu ersinnen, Altes und Unvergängliches wenigstens im neuen Gewande wieder erstehen zu lassen. Wenn sich da einerseits der frisch belebte, künstlerische Sinn der Neuzeit den historisch treuen Kostümen vergangener Jahrhunderte zuwendet oder an echten Volkstrachten der Gegenwart Gefallen findet, so neigt doch das Gros der Jugend mehr dem Phantastischen, dem Uebermütigen der Charaktermasken zu, die dem tollen Scherz die Zügel schießen lassen. Nun ist es wohl leicht, einzelne komische Masken, die neu erscheinen dürften, aufzufinden; dazu bieten die Zeitereignisse, die Begebenheiten in Stadt und Land oft die dankbarsten Motive. Viel mehr Schwierigkeiten finden wir schon, für ganze Gesellschaften und Quadrillen einen effektvollen Grundgedanken für die Faschingszeit zu entdecken, und doch knüpft man auch da am besten an das Nächstliegende und Natürliche an. Die vier Jahreszeiten sind z. B. allerdings eine recht verbrauchte, zum Ueberdruß schon dargestellte Idee. Greift man aber eine einzelne heraus und umgiebt sie mit allen ihr zugehörenden, personifizierten Attributen, so wird ein sehr wirksames Bild daraus entstehen. Wählen wir beispielsweise den Sommer. Die Hauptperson, der Sommer selbst, um den sich alles gruppiert, von einer stattlichen Dame dargestellt, ist in blaßgelben Atlas gekleidet. Ueber den plissierten Atlasrock legt sich eine goldgelbe Sammettunika, die durch ein großes Bouquet von Aehren und Mohnblüten gerafft wird. Der Rand der Tunika ist mit einer leichten, farbigen Seidenstickerei, eine Guirlande von Sommerblumen darstellend, umgeben, die sich verkleinert am Ausschnitt der Taille wiederholt. Die drapierte, ausgeschnittene Atlastaille in Blusenform ist ärmellos und auf den Schultern mit Goldspangen gehalten. Um den Oberarm legen sich wie um den Ausschnitt bestickte Sammetbänder. Eine Krone von Mohn und Aehren, die von einer strahlenden Sonne überragt wird, bildet den Kopfputz. Im Gefolge dieser Hauptfigur kann sich eine beliebige Anzahl von Personen befinden. Ganz junge Mädchen, Sommerblumen darstellend: Margueriten, Rosen, Vergißmeinnicht, Mohn, Kornblumen, Kornrahden, dazwischen Schnitter und Schnitterinnen in malerischen Bauernkostümen verschiedener Landstriche, und alles belebend eine Welt von Insekten: Hirsch- und Maikäfer, Goldkäfer, Libellen und Wasserjungfern, Schnaken und Marienkäferchen, vorwitzige Brummfliegen, Bienen und Hummeln, Tag- und Nachtschmetterlinge in allerhand Gestalten. Sie bringen Komik, Leben und Bewegung mit Brummen und Surren, mit neckischem Jagen, Flattern und Flüchten. Als Verfolger der Insekten können Schwalbe, Bachstelze, Haubenlerche und Fledermaus hinzutreten.

Eine andere wirkungsvolle Quadrille kann sich aus den Spaßmachern aller Nationen und Zeitalter zusammensetzen, vom alten ehrlichen Hans Wurst an nebst seiner mit einer großen Dormeuse geschmückten Ehehälfte, samt den beliebten Hofnarren früherer Jahrhunderte und dem italienischen Harlequin bis zu dem französischen Pierrot mit seiner Pierrette, die im pompongeschmückten Atlasgewand mit Peitsche und Schellen herkömmlich den modernen Fasching beleben. Daß bei dieser Gruppe auch der dumme Teufel nicht fehlen darf, der bei allen Harlekinaden eine so große Rolle spielt, ist selbstverständlich. Wie viel Zauber birgt doch dieses eigene Suchen und Finden wirkungsvoller, lebensprühender Masken! Schwebt doch über den hastenden, lustigen Vorbereitungen dieser Februarwochen der prickelnde Reiz der übermütigsten Laune. Darum Glück zu und viel Vergnügen, liebe Leserin. Möchtest Du mit dem richtigen Kostüm auch die rechte Karnevalsfreude finden!

Ein neuer Unsterblicher.

‡ **Paris**, 1. Febr.

Die Aufnahme des Kammerpräsidenten Deschanel in die Akademie gestaltete sich zu einem großen gesellschaftlichen und litterarischen Ereignisse. Der Saal war gesteckt voll und das Experiment mit der Stecknadel, die keinen Platz zum Fallen findet, hätte hier vorzüglich unternommen werden können. Der Präsident der Republik mit seiner Gemahlin war in Begleitung der Mitglieder seines militärischen Hauses Punkt zwei Uhr erschienen und hatte dem Vorstande gegenüber Platz genommen. Von sonstigen hervorragenden Besuchern einige zu erwähnen, ist wegen der Fülle und Bedeutung derselben unmöglich. Herrn Deschanels Rede, die mit einer Apologie seines berühmten Vaters, dessen Namen er allein seine Wahl zuzuschreiben die Bescheidenheit hatte, anhub, um dann zu einer Charakteristik seines Vorgängers, des bekannten royalistischen Journalisten Eduard Hervé, überzugehen, fand wegen ihres feinen und gedämpften Tones großen Beifall. Man wollte nur die Entdeckung machen, das es in derselben etwas an dem attischen Salze fehle, an das man bei diesen Aufnahmereden in der Akademie gewohnt ist und die die beste Würze derselben bilden. Seine politischen Ausführungen, die etwas zu eifrig für die Verbindung mit Rußland klangen und auf Rückerinnerungen an Interessenverschiedenheiten mit den Centralmächten, vorzüglich mit dem Deutschen Reiche, gar zu eifrig hinwiesen, schienen einiges Unbehagen zu erregen. Dagegen fand er allgemeine freudige Zustimmung, als er den Beruf des Journalisten in gewählten Ausdrücken pries und ein Ideal für die Tagesschriftsteller aufstellte, das zwar unerreichbar, aber dafür desto begehrenswerter erscheinen muß. Hier wurden auch einige leichte Nadelstiche in dem sanft gleitenden Strome der akademischen Beredsamkeit verspürt, die sich gegen die Auswüchse des Journalismus und indirekt auch des Parlamentarismus richteten und die manchmal zu offenen Polemiken gegen Personen und Parteien sich zuzuspitzen schienen, um im gefährlichsten Augenblicke aber in eine harmlose Ironie auszuklingen. — Die Erwiderung des Dichters Sully-Prudhomme war in der gleichen gedämpften Tonart gehalten, hob aber recht malitiös zu verschiedenen Malen hervor, daß die Akademie in Paul Deschanel seinen Vater Emile ehren wollte und eigentlich sich mit dieser Wahl gar zu zugänglich für gesellschaftliche und politische Erwägungen zum Nachteile der litterarischen gezeigt hätte.

Englische Parlamentseröffnung.

* **London**, 30. Jan.

Die siebente Session des vierzehnten Parlaments der Königin wurde heute um 2 Uhr nachmittags mit dem üblichen Ceremoniell eröffnet. Den Rekord unter den Deputierten, die sich mit jeder neuen Session ihre Plätze im Unterhause neu erobern müssen, trug diesmal Mr. Mainwaring, der Abgeordnete für Finsbury, davon, welcher schon um 4 Uhr 40 Min. morgens im Hause erschien und einen Sitz belegte. Er gehört zur Majorität, und sein Sieg ward von den Gouvernementalen als gutes Omen aufgenommen. Erst gegen Mittag aber begann der eigentliche Zuzug der Volksvertreter, deren Ankunft auf dem Parliament-Square nur eine relativ geringe Menge, die sich um die Statue Palmerstons gruppierte, erwartete. Es gab keine Cheers, aber auch sonst kein Zeichen; alles spielte sich in größter Ruhe ab, und nichts in der äußeren Physiognomie verriet die Bedeutung der zu eröffnenden Session.

Heute morgens spielte sich im Parlamentsgebäude wieder die altehrwürdige Komödie des Durchsuchens der Gewölbe ab, die in der Pulververschwörung des Guy Fawkes ihren Ursprung hat. Um 2 Uhr nachmittags erschien im House of Lords die königliche Kommission, bestehend aus dem Lordkanzler und vier weniger bekannten Peers in roten Roben. Der Lordkanzler trug eine Perrücke à la Louis XV. und einen Dreispitz, die vier anderen einen Zweispitz auf bloßem Haupte. Alle fünf, der Lordkanzler in der Mitte, nahmen auf einer roten, primitiv gepolsterten Querbank Platz, welche den alten Wollsack darstellt. Das Haus, dessen rote Bänke und goldglitzernde Leuchter einen feierlichen Kontrast zur dunklen Gothik des Holzes und der gemalten Fenster bilden, war nur schwach gefüllt, und weitaus die Mehrheit auf den Sitzen der Lords bestand aus Ladies, denn für die erste Sitzung des Oberhauses haben Damen das Privilegium, der Sitzung auf Bänken der Mitglieder beizuwohnen. Im Gegensatz zu früheren Gelegenheiten sah man heute nur wenige helle Farben in den Toiletten.

Sowie die Ruhe hergestellt war, trat der Meister vom Schwarzen Stabe im Kostüm des 17. Jahrhunderts, den Degen an der Seite, vor den Lordkanzler, der seine Verbeugung mit leichtem Nicken quittierte und ihn die „Gemeinen" holen hieß. Der Black Rod entfernte sich und durchschritt die Octogon-Halle, die das Oberhaus vom Unterhause trennt. Dort wurde ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen — es ist dies das Symbol der Unabhängigkeit. Der Black Rod klopfte, und die Thür ging wieder auf. Im House of Commons, dessen Bänke dunkelgrün sind, erwartete ihn der Speaker auf seinem Thron in Kniehosen und Allonge-Perrücke nebst einer Anzahl von Abgeordneten. Der Einladung des Black Rod folgend, bewegten sich der Speaker und die Deputierten in Prozession, vom Scepterkönig angeführt, zum Oberhaus hinüber, wo sie an der Barre vor dem Throne Aufstellung nahmen. Die königliche Kommission wendete sich zu ihnen um, und alle Fünf erwiderten die Verbeugung des Speakers im Takt mit dreimaligem Lüften ihrer Kopfbedeckungen. Dann erst löste der Lordkanzler seine Zunge und verkündete, er werde jetzt die Thronrede „in den eigenen Worten Ihrer Majestät" verlesen. Er that es in kaum vernehmbarem Geflüster. Ein Auditorium, an dem ihm gelegen wäre, hatte er ja nicht. Kein einziger Lord von Ansehen war im Hause. Einige wenige Peers dritten und vierten Ranges bildeten unter den Damen verteilt die spärliche Staffelei, über welche das zahlreiche Publikum auf der Galerie neugierige Blicke schweifen ließ.

Lautlos gelangte die Verlesung zu Ende, und die Sitzung des Oberhauses ward bis 4 Uhr unterbrochen. Der Speaker kehrte mit seinen wenigen Getreuen ins Unterhaus zurück, vor dessen leeren Bänken er mit gewichtiger Miene berichtete, was er gesehen und gehört habe. Im Augenblicke aber, wo er zur Thronrede kam, unterbrach ihn der Schriftführer mit der Verlesung irgend einer kurzen Bill, die seit Menschengedenken am Beginne der Unterhaussession noch vor der Thronrede verlesen wird, um festzuhalten, daß das Unterhaus seine Macht nicht von der Einberufung durch den Souverän ableitet. Dann erst konnte der Speaker die Thronrede auch im Unterhause verlesen und auch hier wurde die Sitzung alsogleich bis 4 Uhr vertagt.

Verschiedenes.

* **Der übliche Depeschenwechsel** zwischen der nördlichsten und der südlichsten deutschen Garnison hat aus Anlaß des kaiserlichen Geburtstages wieder stattgefunden. Es sind dies die Garnisonen Memel und Lindau. Das 3. Bataillon des Infanterieregiments v. Boyen (5. Ostpr.) Nr. 41 in Memel depeschierte, dem „Mem. Dampfb." zufolge:

Ein neues Jahrhundert! Mit Gottvertrau'n
Laßt fest uns der Zukunft entgegenschau'n!
Zu wahren, was kämpfend den Vätern gelang,
Gelobten wir neulich beim Glockenklang.

Und wieder ertönt das Glockengeläute
Zu Kaisers Geburtstag allüberall heute,
Vom Baltischen Meer zu des Bodensees Strand
Begeistert jubelt ein Hurra durchs Land.

Da, Brüder, laßt uns freudig geloben,
Ihr unten im Süd', im Norden wir oben:
Im neuen Jahrhundert stehn fest wir da
Als Hüter des Friedens. Dem Kaiser Hurra!

Die Lindauer Garnison, königl. bayr. 20. Infanterie-Regiment, antwortete darauf durch folgendes Telegramm:

Brüder, laßt zum Ostseestrande
Wieder unsern Gruß Euch dringen,
Wenn durch alle deutschen Lande
Jubelrufe festlich dringen!

Floh auch mit der Zeiten Wende
Ein Jahrhundert reich an Ehren,
Neue uns das neue spende,
Deutsche Herrlichkeit zu mehren!

Deutscher Aar, zum Lichte schwebe!
Sprosse kräftig, deutsche Eiche!
Und die neue Zeit, sie gebe
Heil dem Kaiser, Heil dem Reiche!

* **Von einem neuen Schildbürgerstückchen** berichtet das „Bamb. Tagbl." unter der Ueberschrift „Zum Prinz-Regentendenkmal". Auf eine Anfrage des ersten Bürgermeisters, Herrn v. Brandt, warum der Prinz-Regent auf dem Denkmal keine Kopfbedeckung trage, erwiderte der Gefragte, der Bildgießer Ferdinand v. Miller, der Erbauer des Denkmals, daß eine Aeußerung sehr schwer sei, indem von Laien, welche die Welt mit ihren Kunstschätzen gesehen haben, wohl schwerlich eine solche Frage gestellt würde. „Ich erinnere mich von allen Statuen, welche ich in Italien, Frankreich, England und Deutschland sah, mit Ausnahme von einzelnen Denkmälern für Kaiser Wilhelm und Friedrich nur an ca. sechs Monumente, die Kopfbedeckung haben; zunächst in München ist König Max I., dann Max II., König Ludwig I., letzterer nur mit Krone, Heinrich IV. in Paris ꝛc. Die Denkmäler von Reitern und Standbildern in Italien ꝛc. sind ohne Kopfbedeckung. Ein Denkmal, und vor allen ein Reiterdenkmal, wenn es nicht militärische Uniform hat, soll vor allem, Pferd wie Reiter, monumental aufgefaßt sein, keine Genrefigur. Der Kopf jedoch muß für die Nachwelt charakteristisch sein. Mit Kopfbedeckung sieht man weder Kopfform noch den Haarwuchs ꝛc. Sie werden sich wohl nie mit einem Hut auf dem Kopfe malen oder photographieren lassen ꝛc. Wie gesagt, das ist so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich an eine solche Frage nie gedacht hätte. Es ließen sich ja viele Beweise anführen." Dazu bemerkt ein Münchener Blatt: Wir hören, daß die Stadtväter wegen der „fast" verletzenden Form dieser Antwort eine weitere Korrespondenz mit Herrn v. Miller nicht beabsichtigen. Dagegen hält man, wie erzählt wird, mit Rück-

sicht auf die bei dem Denkmal herrschende Zugluft an der Beschaffung einer Kopfbedeckung für das Denkmal fest. Ein weiterer Antrag, für den Sommer eine zweite, leichtere Kopfbedeckung zu besorgen, soll keinen Anklang gefunden haben.

* **Eine Schule im Viehstalle** besitzt die Gemeinde Bersezio in der Provinz Cuneo. Der römische Korrespondent des „B. L.-A." schreibt über diese merkwürdigen Zustände folgendes: Der Lehrer Pietro Giavelli ist, weil die Gemeinde für keine anderen Räumlichkeiten sorgt, in einem Stalle Unterricht zu erteilen gezwungen. Während 30 Stück Vieh, darunter ein Ochse und ein Esel, eine ebenso laute wie interessante Unterhaltung führen, bringt Giavelli den jungen Bersezesen das ABC bei. Diese sitzen auf improvisierten Bänken, deren Pfähle der Lehrer selbst in den Boden getrieben hat. Der von der Gemeinde zum Schulraum bestimmte Stall hat eine Länge von 10 m, eine Breite von 4 m und eine Höhe von 2 m. Der davon dem Lehrer gütigst überlassene „Schulraum" ist 3 m lang und 2 m breit — hier lauschen über 30 Schüler den Worten ihres maestro, der ihnen das A an dem Schrei des Grautiers, das U am Brummen des Ochsen, das O am Blöken der Schafe, das E am Meckern der Ziege und das J am Quietschen der Ferkel beibringt. Da hierdurch nach Ansicht der Gemeindevertreter dem Lehrer natürliche Hilfsmittel für den Anschauungs- und Sprechunterricht geboten sind, wie sie so leicht keine andere Schule der Welt besitzen dürfte, und diese seine Thätigkeit außerordentlich erleichtern, so haben die braven Stadtväter auch dementsprechend das Gehalt bemessen: Sie zahlen dem pflichttreuen Lehrer 120 Lire im Jahre und gestatten ihm, sich des nachts auf den von ihm selbst gezimmerten Bänken im Stalle auszuruhen, ohne daß sie eine besondere Miete erheben. Wenn man bedenkt, daß das kleine Italien 21 teuere Universitäten unterhält, so fällt die mangelnde Sorge der Regierung für die Volksschule umso mehr auf.

* **Teure Hüte.** Wie hoch der Wert eines Hutes oft steigen kann, dafür ist der Hut des Präsidenten Loubet, den er in Auteuil trug, und für den ein Amerikaner 2000 Frcs. bezahlen wollte, das bekannteste Beispiel. Es giebt aber auch Hüte, die nicht durch die zufällige Berührung mit dem Stock eines Barons Christiani einen so hohen Wert erhalten, sondern durch das kostbare Material, aus dem sie gefertigt werden. Der Sombrero, der General Grant bei seinem Besuch in Mexiko im Jahre 1882 überreicht wurde, kostete 6000 M., aber diese Summe wird weit überstiegen durch den Preis eines Hutes, der sich im Besitz eines excentrischen Yankee befindet. Er ist ganz aus amerikanischen Banknoten gemacht, deren Wert, ehe sie zu Brei verarbeitet wurden, eine Summe von 80 000 M. repräsentierte. Aus dieser Summe in Goldstücken genommen, ließe sich ein goldener Hut herstellen, der 70 Pfund wiegen würde, also etwas unbequem zu tragen wäre. Panamahüte à 2000 M. und italienische Strohhüte à 440 M. werden nicht mehr fabriziert. Aber noch vor einigen Jahren waren die letzteren, die aus ganz fein gewobenen Strohfasern hergestellt wurden, sehr en vogue. Streifen aus Fischbein, die sehr fein geschnitten und wie Stroh geflochten wurden, wurden auch manchmal zu Hüten verwendet. Samuel Sherard aus Pittsburg besitzt einen Hut, den er mit großer Sorgfalt behandelt, denn er ist nicht aus Stroh, sondern aus gesponnenem Glas hergestellt und kostet 5000 M. Sir Jung Bahadur, der Premierminister des Königs von Nepaul, besitzt, wie ein englisches Blatt erzählt, einen Hut aus Diamanten, mit einem kostbaren Rubin. Der Wert dieses Hutes läßt sich daraus ermessen, daß, wenn die Diamanten allein verkauft würden, sie zu 4 Prozent angelegt, ein jährliches Einkommen von 400 000 M. ergeben würden.

* **Wozu eine Frau ihrem Manne bisweilen dienen muß,** davon weiß ein Londoner Blatt ein paar seltsame Stückchen zu erzählen: Ein wohlhabender, aber excentrischer Farmer im Norden Englands gebraucht seine Frau als — Vogelscheuche. Die Dame, die sich nach ihrer Gestalt und ihren Gesichtszügen zu dieser seltsamen Rolle durchaus eignen soll, wird im Sommer täglich aufs Feld an die Stelle geschickt, wo ihre Dienste am nötigsten sind. Dort wandert sie mit einem phantastischen Gewande bekleidet und mit einer altmodischen Klapper versehen umher und versieht ihre außergewöhnlichen Pflichten, bis zu der Stunde, wo ihr Gatte in eigener Person sie nach Hause holt. Die Frau eines Italieners, namens Francesco Comelati, war ihrem Gatten behilflich, einen Ruf als Held und ein hübsches Sümmchen dazu zu erwerben. Comelati reiste in seiner Heimat umher, und hatte im Laufe von drei Jahren das merkwürdige Glück, gegen fünfzig Frauen vom Tode des Ertrinkens zu erretten. Nun konnte er, dank der zahlreichen Subskriptionen, die für ihn eröffnet wurden, bequem leben. Schließlich wurde aber sein Trick entdeckt: Der heldenmütige Mann, der selbst ein ausgezeichneter Schwimmer war, hatte seine Frau im Schwimmen ausgebildet, so daß sie die ertrinkende Frau darstellen konnte, die er im gegebenen Augenblick dem Wassergrab entreißen konnte. Natürlich konnte das Drama nur einmal in derselben Stadt gespielt werden und bei jeder Aufführung wählte die Frau auch vorsichtigerweise eine neue Verkleidung. . . Es kommt sogar auch vor, daß die Frau noch nach ihrem Tode sich dem Manne nützlich erweisen muß. Im vergangenen Jahr verlor ein Kaufmann in Gloucestershire seine Ehehälfte; der trauernde Mann suchte sich über den Verlust zu trösten, indem er auf ihren Grabstein — die Firma seines Geschäftes meißeln ließ. Der Stadtrat konnte sich jedoch mit dieser neuen Reklame nicht befreunden und befahl die Entfernung des Steins. Ein außergewöhnliches Beispiel dieser Art wird von van Hare in seiner Schrift „Fünfzig Jahre aus dem Leben eines Taschenspielers" erzählt. Julia Pastrana, die berühmte bärtige Frau, starb in Petersburg. Ihr Leichnam wurde von ihrem Gatten, Mr. Lent, für 10 000 M. an Professor Suckaloff verkauft, der sie so geschickt einbalsamierte, daß der Verkäufer sie sogleich für 16 000 M. zurückkaufte, da er aus der Schaustellung ihrer Leiche noch viel Geld zu schlagen hoffte. Zu seiner großen Enttäuschung durfte er sie aber in Rußland nicht ausstellen. Er brachte sie daher nach England, und hier wurde sie unter großem Zulauf der Menge gezeigt.

* **Der Tabaksverbrauch der britischen Armee.** Obwohl die Tabakspfeife im eigentlichen Sinne ein Symbol des Friedens ist, darf sie gleichzeitig als ein unentbehrliches Attribut des Krieges betrachtet werden. Der englische Soldat kennt überhaupt keine andere Form von Erholung oder Zerstreuung als das Rauchen seiner winzigen Pfeife. Sie ist seine einzige Trösterin und läßt ihn auf Augenblicke die Entbehrungen und Schrecken des Feldzuges vergessen. Mag es nun kurz vor dem Beginn einer heißen Schlacht sein, in den Laufgräben während einer Pause im Gefecht, am Lagerfeuer nach beendetem Tagewerk oder wenige Minuten vor seinem letzten Atemzuge — Tommy Atkins würde auf alles eher verzichten als auf sein geliebtes Pfeifchen. Den leidenschaftlichsten Tabakliebhaber der gegenwärtig in Südafrika weilenden britischen Armee aber dürfte es in Erstaunen setzen, wenn er hört, welche Unmengen des trostspendenden Krautes während der Dauer des Krieges bereits verbraucht worden sind. Die Engländer schätzen den Tabakkonsum ihrer in Afrika kämpfenden Truppen auf 15000 Pfund pro Woche oder ungefähr eine Tonne (20 Ctr.) pro Tag. Dies würde auf ein halbes Jahr, solange der Krieg nun beinahe dauert, ein Gewicht von 3480 Zentnern ausmachen, für die in London nicht weniger als 80 000 Lstrl. bezahlt werden müßten. Einigermaßen rauchbarer Tabak ist nämlich in England nicht unter 5 bis 6 Shillings das Pfund zu haben. Um es ihren Lesern recht anschaulich zu machen, welche ungeheuren Massen Tabak „Tommy" bereits in Rauch hat aufgehen lassen, führt eine bekannte englische Zeitschrift eine Reihe amüsanter Vergleiche an. Das Gesamtgewicht des in sechs Monaten verbrauchten Krautes ist also so bedeutend, daß es nicht von sämtlichen in Afrika befindlichen britischen Geschützen aufgewogen werden könnte. Es wäre noch ein kleines Heer von 700 Soldaten notwendig, um die Riesenwage, auf deren einer Schale der Tabak ruht und deren andere mit den Kanonen beschwert ist, zum Spielen zu bringen. Eine Monstrepfeife, deren Kopf groß genug wäre, diese halbjährliche Tabakslieferung aufzunehmen, wäre keine schlechte Idee für die Pariser Weltausstellung, auf der sie in der That Aufsehen erregen dürfte.

Bücher und Zeitschriften.

D. Albrecht Thoma. Katharina v. Bora. Geschichtliches Lebensbild. (Berlin, Georg Reimer.) Preis 5 Mk. — Nach den verschiedensten Richtungen hin ist die neueste Publikation über Luthers Ehefrau bemerkenswert. Den deutschen Familien bietet sie gemütvolle Schilderungen von dem Ehe- und Familienleben des großen Reformators. Wir erbauen uns an der Frömmigkeit und Charakterfestigkeit, mit der in Leid und Freud Luther und seine Käthe zusammenstehen. Dabei erhalten wir die köstlichsten Proben von Luthers unverwüstlichem, wenn auch immer von dem Ernste seiner Lebensauffassung durchwehten Humor, der gerade im Verkehr mit der Frau immer wieder die Oberhand gewinnt über Sorgen und Kummer. Unsere Frauen erhalten einen tiefen Einblick in die Thätigkeit einer deutschen Hausfrau jener Zeiten. Allerdings war bei Luther alles in größtem Maßstabe organisiert, bildete doch das „Schwarze Kloster" den Sammelpunkt für Gelehrte, Geistliche, Studierende des neuen Glaubens. Was über dieses Hauswesen mitgeteilt wird, bietet zugleich höchst interessante Beiträge zur Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens, zumal Thoma ein Staunen erregendes Material in den Kreis seiner Arbeit gezogen hat. Aeußerst gelungen ist der Stil, den der Verfasser an die Ausdrucksweise der Luther'schen Zeit anpaßt, zahlreiche Citate einflechtend. Da die Anordnung des Stoffes zwanglos bald chronologisch, bald systematisch ist, so sind einige Wiederholungen mit untergelaufen, die aber durch Revision vor einer bestimmt zu erwartenden zweiten Auflage sich leicht beseitigen lassen werden.

Die Bach-Gesellschaft in Leipzig. Bericht bei Beendigung der Gesamtausgabe von Joh. Seb. Bachs Werken im Auftrage des Direktoriums verfaßt von Hermann Kretzschmar. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) — Das Preußische Heer vor hundert Jahren. Aufgrund der geltenden Vorschriften dargestellt durch B. v. Poten, Oberst z. D. Beiheft zum „Militär-Wochenblatt". (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) — Causeries Parisiennes recueil-de dialogues à l'usage des étrangers qui veulent se former à la conversation française par A. Peschier, Prof. Docteur en Philosophie. 17e édition entièrement refondue par P. Bauderet, Prof. (Stuttgart, Paul Neff.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in